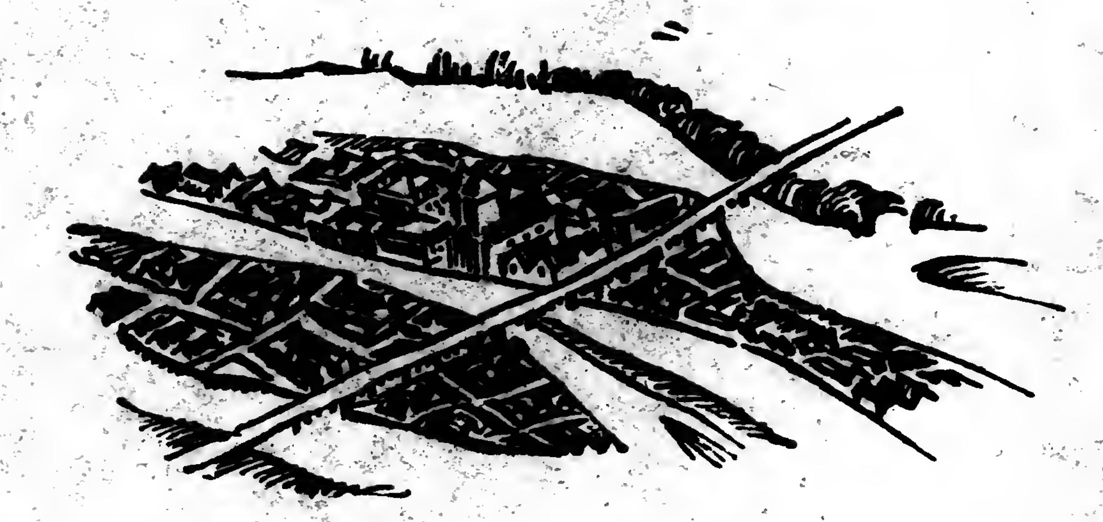
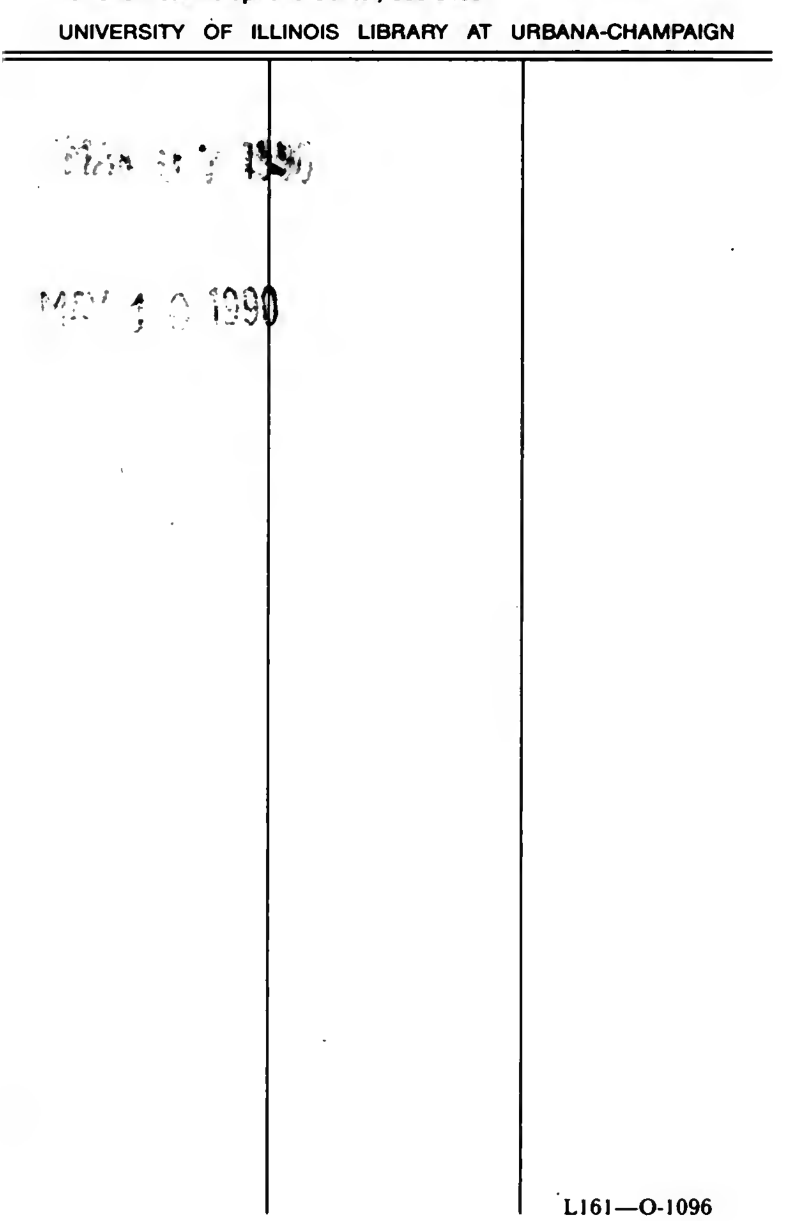
Karl Bröger

Soldaten der Erde





Karl Bröger

Soldaten der Erde

Neue Kriegsgedichte



Erstes und zweites Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1918

Ich beschwöre euch, meine Brüder,
daß ihr wieder die Erde liebt

(Zarathustra)

Der Soldat an die Erde

Wir Soldaten
müssen ganz der schirmenden Liebe entraten,
stehen allein mit unsrer Not in der Welt,
denn kein Himmel baut um uns sein sicheres Zelt.

Da bist du, heilige Erde, gekommen
und hast dich mütterlich gezeigt,
hast dich liebend zu uns geneigt
und uns in schützende Arme genommen.

Wir Soldaten sind im bitteren Todesspiele
nur Ziele.
Doch will der Tod auf uns Soldaten halten,
kriechen wir Erde in deine Winkel und Falten,
dürfen wir enggepreßt an deinem Herzen liegen,
Kindern gleich, die sich in Mutters Rock verschmiegen.

Erde, du stellst dich zwischen uns und den Tod,
kennst unser Leid, weißt unsre blutige Not.
Luft ist uns Feind, der Himmel schickt keine Wehr.
Du aber ragst wie ein Schild zwischen Heer und Heer.
Alle müßten wir längst in Stahl und Blut ertrinken,
dürften wir nicht in deinem duldenden Leib versinken.

Überall hast du uns gedeckt.
Deine Güte ist nicht mit Grenzen abgesteckt.
Hast so oft unser Leben gerettet,
hast so weich unsre Toten in deinen Schoß gebettet.

Im wütenden Graus
hältst du die Schläge des Todes ergeben aus
und dein Herz ist von tausend Schwertern zerschnitten.
Schmerzhafte Mutter, was hast du mit uns und für uns gelitten?

Dafür wollen wir auch deiner Wunden pflegen,
wollen dich gern als unsre heilige Mutter hegen.
Bleib uns nur gnädig bis auf den Tag gesinnt.

Erde, ich bin dein Kind!

Stimme des Friedens

Eine heilige, helle, hohe Stimme, vom Ostwind gewiegt,
steigt aus dem Qualm, der über blutdampfenden Feldern liegt,
ringt sich und schwingt sich über tobendes Blutgeschrei,
psalmt uns lerchenjubelnd von Frieden und schönem Mai.

Eine andre Stimme ist im Westen erwacht.
Wilder und brünstiger brüllt und schüttert die letzte Schlacht,
daß sie die Lerchenstimme im Osten überdröhnt.
Doch die hängt im höchsten Himmel und singt und tönt.

Mund des Friedens, der allzu lange schwieg,
seine letzte, blutigste Strophe heult der Krieg.
Soll deine Weise nicht wieder im Lärm der Kanonen verwehn,
müssen alle Stimmen mit ihr im Chore gehn.

Von deiner Weise sind alle Seelen erfüllt,
ob auch der Krieg mit tausend ehernen Zungen brüllt.
Schwing dich auf, du übergewaltiger Schrei:
„Friede herbei!"

Märchen im Unterstand

Der Tag versickert in der grauen Breite
nächtlicher Flut, die allen Raum umspült.
Mildäugig grüßt ein Stern nur aus der Weite,
in seinem eignen Feuer sanft gekühlt.

Nun geht die Zeit, die tags mit Donnerschritte
an Graben und Verhack vorbeigestürmt,
auf leisen Sohlen hin durch unsre Mitte,
und Mauern des Vergessens sind getürmt.

Wo zwischen kahlen, holzverschalten Wänden
der Tod so oft an unsrer Seite liegt,
in unsren engen, dumpfen Unterständen
ruht Bruder einem Bruder angeschmiegt.

Ein leises Rascheln knistert in der Ecke.
Raub uns den kargen Schlaf nicht, kleine Maus!
Da spaltet sich mit hellem Klang die Decke
und die gelösten Seelen ziehn hinaus.

Sie ziehn hinaus in leichtbeschwingtem Fluge,
nach allen Himmeln reiht sich Schar an Schar,
und jede strebt in lichtbeglänztem Zuge
dahin, wo ihre Seele immer war.

Durch sternbestickte Lüfte schwirrt das Wandern;
zur Seite weichen Berge, Tal und Fluß.
Aus Kurland her, aus Polen und aus Flandern
weiß jede Seele, wo sie landen muß.

Und schnell bevölkern sich die stillen Stuben
daheim im langverlassnen Vaterland
mit bangen Bräuten, Müttern, Mädchen, Buben
und die Vereinten stehen Hand in Hand ...

Ein Schuß gellt auf. — Erwachen reißt das Siegel
von unserm Traum und wirft es in den Wind.
Und alle Augen werden wieder Spiegel,
die blind und trüb und angelaufen sind.

Die Schlacht

1. Bereitschaft

In der halbzerschossenen Scheuer
liegen wir rund im Kreis gestreckt
um ein spärliches Lagerfeuer,
Zelt und Mantel übergedeckt.

Leise klappern die Kochgeschirre.
Wir essen und werden noch einmal belehrt.
Ein müdes Wort geht in die Irre
und ist gleich vom lastenden Schweigen verzehrt.

Die träge Glut wirft huschende Lichter
auf ein verkohltes Mauerstück.
Langsam entspannen sich unsre Gesichter
und weichen ins Wesenlose zurück.

Die Gruppe liegt in Dunkel gebettet.
Wie schwer die Atemzüge gehn!
Wer wird aus dieser Nacht errettet? . .
Es ist kein Stern am Himmel zu sehn. . .

2. Stellung

„Marsch, Marsch!" — — Wir rennen über den brachen Grund,
fallen, schnellen auf, werfen uns in den Granatenschlund,
kriechen den Rand des Kraters hinauf,
rasen den Hang hinunter in hetzendem Lauf,
straucheln, stürzen, gleiten schlangenhaft,
reißen die letzte Muskel zu ihrer letzten Kraft,
nehmen die Mulde in atemfressendem Sprung — — —
„Stellung!" ...

Aber nun nageln sie uns mit Granaten fest,
bannen uns hundert Stunden in ein spritzendes Trümmernest.
Graut der Tag, zieht der erste „Koffer" die schütternde Bahn,
Fesselballons — gelbe Pupillen des Todes — starren uns drohend an,
und von den Hängen des Himmels hinab in die stöhnende Welt
rollt die Eisenlawine und schwemmt zerschmettertes Leben ins Feld.
In der Nacht hüpfen Feuerballen irrsinnigen Tanz,
blendet uns Leuchtkugelbrand und fahler Scheinwerferglanz,
schnürt der Durst uns die Kehle ein mit würgender Hand,
und wir starren sehnsüchtig über das zuckende Land,
ob in der Nacht sich noch immer kein Wunder begab.

Doch sie wölbt sich wie der Hügel auf einem Massengrab ...

3. Ablösung

Und nun sind wir doch genesen,
tausend Toden heil entronnen!
Alles ist ein Spuk gewesen,
von verwirrtem Sinn ersonnen.

Wie die Brust sich wieder weitet!
Alle Lebensquellen springen.
Laßt, die Arme ausgebreitet,
uns ein „Hoch, das Leben!" singen.

Brüder sind uns viel entrissen,
liegen da in grauer Starre.
Doch aus allen Finsternissen
klingt es tröstlich: Harre, harre!

Keiner, keiner soll verderben,
soviel auch ins Grab gesunken.
Die am Vaterlande sterben
wecken höhern Lebensfunken.

Die wir aus dem wilden Morden
uns gerettet in die Zeit,
sind der unsichtbare Orden
ungehemmter Menschlichkeit.

Feindliche Stadt

Vom Himmel tastet eine Riesenhand ...
Aus grenzenlosem Grau herübergrabend,
packt sie die Stadt und rückt sie in den Abend,
verschüttet rings in Finsternis das Land ...
Vom Himmel tastet eine Riesenhand.

Das seltsam bleiche Leuchten ist erwacht ...
Wie starrt es bös und feindlich in das Dunkel
und seiner Strahlen spitziges Gefunkel
bohrt messerscharf sich in das Fleisch der Nacht ...
Das seltsam bleiche Leuchten ist erwacht.

Bald zückt den blanken Stahl ein jedes Haus ...
Wie Dolche funkeln Lichter in der Runde,
und jeder Schein ist eine offne Wunde
am Leib der Nacht und blutet Helle aus ...
Bald zückt den blanken Stahl ein jedes Haus.

Dohlenspiel

Von Ablain der eckige Kirchturmknauf,
eine blecherne Haube sitzt oben drauf,
äfft uns schon eine gute Zeit,
zum Greifen nah und doch zu weit.
Bis wir den Racker zu fassen kriegen,
wird mancher platt auf der Nase liegen,
denn nur mit Granaten und Bajonett
machen wir uns in Ablain das Bett.

Hinter dem Turme liegt im Grund
der Kirchhof wie ein bissiger Hund.
Er jault und belfert ganz fürchterlich
und beißt mit scharfen Zähnen um sich.
Eh wir den an der Kette haben,
fallen wohl viele hübsche Knaben.

„Kameraden, das wird ein heißer Brei!"

Um den Turmknauf mit grellem Geschrei
jagt sich ein Dohlenschwarm im Kreis.
Uns überschauert es kalt und heiß.
Was sich die lauten, schwarzen Gesellen
so täppisch und wie von Sinnen stellen,
den Turm und nur immer den Turm umrunden,
als wären sie daran festgebunden!
Sah keiner das närrische Federspiel,
dem nicht ein Stein auf die Seele fiel.

Eine vorlaute Stimme schreit mir zu:
„Da oben die dürre — bist du, bist du!
Ihr seid mit den Dohlen dem Turm verfallen,
kommt keiner mehr los von euch allen, von allen . . .“

Wir schieben uns rechts den Hang hinauf.
Die Dohlen umkreisen den Kirchturmknauf.
Wir springen, wir schleichen, wir schnellen uns vor.
Die Dohlen kreischen lauter im Chor.
Wir auf der Erde, sie in der Luft —
Soldaten und Dohlen umschwärmen immer die eigene Gruft.

Das rote Wirtshaus

Drüben, wo sich die schmalen, weißen
Bänder der Straße zum Knoten verweben,
steht — einst „cabaret rouge" geheißen —
ein Trümmerhaufen ... zerscherbtes Leben ...

Sparren und Giebel ausgebrannt,
geschwärzt und zerborsten die rötlichen Mauern,
starrt es mit toten Augen ins Land,
umweht von Herbstwind und Nebelschauern.

Drinnen sitzt ein hagerer Gast
allein und schweigend am runden Tisch.
Der seit Monden hier zecht, seit Monden hier praßt.
Deutsche sein Fleisch, Franzosen sein Fisch.

Manchmal erhebt sich der einsame Zecher
und streckt die Knochenarme ins Licht,
daß ein Strahl sich in dem beinernen Becher,
sich im blutig funkelnden Weine bricht.

Schattet Abend die Wiesen und Bäche,
die Nacht zieht vorbei in silbernem Boot,
dann torkelt über die flimmernde Fläche
trunkener Tod.

Totentanz

Ein Nachmittag ... Wir marschieren flott
durch Quiéry-la-Motte.

Schon vier Stunden im Sonnenscheine,
dreckig und speckig wie wilde Schweine,
wälzen und suhlen wir uns im Gras
und tun uns was
an träger Wonne, an fauler Güte ...
Morgen sind wir vielleicht in der Tüte.

Drüben am andern Straßenrand
ein toter Franzmann auf Steinen und Sand
vom Regiment zweihundertundzehn,
erbaulich und friedlich anzusehn.
Der Tote streckt sich stramm, steif und still,
nach Vorschrift und altem Kasernenhofdrill
die Hände fest an den Hosennähten,
als wär er vor dem Tod angetreten.

Was für ein Ton?
„Kameraden, hört ihr das Grammophon?"

Mit Schlagzeug-Remblem und Rataplan
fängt hinter uns eine Musike an.
Was wird in Quiéry-la-Motte gefeiert?
Es werkelt und quakt, es quietscht und leiert.

Bis in die große Zehe gepackt,
trommeln die Stiefel Sechsachteltakt.
In Quiéry-la Motte bei Wein und Bier
vergnügt sich der Train am Elektroklavier.

Vorn pufft und faucht schon das Gefecht.
Uns gleich, denn uns ist alles recht.

Ich dreh mich wurstig auf den Bauch.
Das Leben ist nur ein blöder Brauch.
Der Tote da drüben wird es wohl wissen ...
Verflucht, genäht und aufgerissen!
Was ist das für ein Firlefanz? ...
Rund um den Toten schwingt ein Tanz
von Fraun und Mädchen, schwarz, braun und blond.
Die Wiese flimmert warm, durchsonnt.
Louison, Fanchette, Ninette
wiegen und drehn sich im Menuett
rings um den Toten in zierlichem Kreis.
Der schaut in die Sonne und lächelt leis ...

Vorn pufft und faucht noch immer das Gefecht.
Mir gleich, denn mir ist alles recht.

Ihr Partner ist Hans Ohnefell,
lattenlang, dürr, ein wüster Gesell.
Das Elektroklavier in Quiéry-la-Motte
dudelt und duselt wie ein Fagott.

Den Arm um die braune Ninette geschlungen,
vom muntern Sechsachteltakt bezwungen,
walzt der Tod . . .
„Gewehr in die Hand!“
Ohne Tritt, für Gott und Vaterland!

Vor uns klappert das dürre Gebein,
hinter uns Dideldumdei und Juchhein,
mit Ninette walzt der Tod nach Arras hinein
und wir hinterdrein.
Juchhei!
Dideldumdei!
Einmal geht doch das Werkel entzwei.

Vorn pufft und faucht ganz nahe das Gefecht.
Uns gleich, denn uns ist alles recht.

Die Stimme

Hat die Sehne am Bogen des Todes geschnurrt?
Ein Splitter ist eben vorbeigesurrt,
hat die Luft wie ein stumpfes Messer geschliffen,
hat fein und höhnisch aufgepfiffen.
In den Boden klatscht er mit dumpfem Schlag,
liegt zackig drohend im rauchenden Tag,
halb in die wimmernde Erde gewühlt,
und der Wind seine heiße Wut verkühlt.

Ich bücke mich, raffe den Splitter empor
und halte den Fetzen fest ans Ohr.
Eine Stimme tönt tief aus dem Metall:
„O Blut, o Glut, o grausiger Schwall!
Wer hat mich aus meinem Schlummer gerissen?
Ich schlief in kühlen Finsternissen,
wo weder Mond noch Sterne scheinen
bei meinen Brüdern, den Gesteinen . . .
Narr, der mich aus der Tiefe reißt,
mich glüht und hämmert, walzt und schweißt,
mich hobelt, dreht und bohrt und gießt
und dann auf Menschen hinüberschießt!
Statt still in kühler Schicht zu liegen,
muß ich durch heiße Lüfte fliegen.
Durch Qualm und Schwalm, durch Dampf und Kampf,
durch Brunst und Feuer, Wut und Krampf,

muß meine liebe Erde sprengen,
mich gar mit Bein und Blut vermengen . . .
O Widersinn, o Narrentun!
Wann endlich wird die Narrheit ruhn?"

Die Stimme schweigt. In meiner Hand
glotzt dumm der Splitter mit gezacktem Rand.

Lied gegen den Tod

(Im Trommelfeuer gesungen.)

Wum — — dirum — — bum — —
Nase steif und kehr dich nicht um!
Bum — — wum — — dirum — —
Der starke Tod geht um.

Ja, der Tod ist fett geworden,
seit der Mensch im Graben steckt.
Ost und Westen, Süd und Norden
haben reichen Tisch gedeckt.
Wo sind seine vormals hohlen
Rippen, die der Wind durchblies,
seit mit Raben und mit Dohlen
er sich schmatzend niederließ?

Horch! Es kracht die Kreuz und Quere
ein auf unsern Unterstand.
Das ist seine schwammig schwere,
schweiß- und blutbefleckte Hand.
Seine feisten Riesenfinger,
dreißig Zentimeter rund,
quetschen unsern Panzerzwinger,
reißen Quadern aus dem Grund.

Wär der Schmerbauch nur geraten,
daß du ihn auch treffen kannst:

Teufel, unsre Handgranaten
platzten längst an seinem Wanst!
Doch das höllische Gelichter
stiebt bei jedem Wurf davon,
und im aufgesprengten Trichter
wälzt sich einer Mutter Sohn.

Einmal wird ihm Halt geboten,
der nur immer uns gebot,
denn am letzten lieben Toten
frißt der Fresser sich zu Tod.
Stürzt den Wärwolf dann kopfüber
in den tiefsten Minenschacht
und wälzt einen Stein darüber,
daß er nimmermehr erwacht.

Dirum — — dirum — — dirum — —
Der starke Tod geht um.

Die Gärten des Todes

Aus Millionen zerspaltener Herzen glüht
die kalte, duftlose Pracht.
Nie haben die Gärten des Todes reicher geblüht,
nie haben Erde und Meer so in seinen Farben geglüht
als diese Nacht.

Beet bei Beet
stehen die Blüten dicht gedrängt.
Der Herr der Gärten geht
durch die langen Zeilen, sinnend die Arme verschränkt.
Aus dem Tränenstrom, der durch die Gärten fließt,
schöpft er Wasser, wenn er die Furchen begießt,
und wendet stumm
neue Erde für neuen Samen um.
Dann mit leeren Blicken auf seine Harke gelehnt
folgt er der Flucht der Gärten, die sich in den Himmel dehnt.

Gehen die Sterne noch immer den alten Gang?
Die Gärten des Todes prahlen in ihrem blühendsten Überschwang.

Pfingstbriefe

1.

Mit Goethes Gedichten ins Feld

Lieber Freund und Schlachtkumpan,
als ich im Bericht gelesen,
wie es heiß bei euch gewesen,
fiel mich ein Erschrecken an.

Eben noch von Turm zu Turm
schwoll ein festliches Geläute.
Jubelglocken . . . Heute, heute!
Und ihr steht im Eisensturm.

Wie war mir der Klang verhaßt!
Daß sogar die Glocken trügen
und die Lüfte uns belügen,
hab ich lange nicht gefaßt.

Nun zum Schluß: Den kleinen Band,
drin der große, weise Meister
ruft der Menschheit wahre Geister
hoff' ich bald in deiner Hand.

2.

Mit einem Birkenzweig aus dem Feld

Lieber Feund im Vaterland,
laß die Glocken weiter singen,
laß sie falsch und trüglich klingen
und nimm diesen Zweig zur Hand.

Aus der Stellung heimmarschiert
schlief nach sieben bangen Nächten
ich den Schlümmer des Gerechten
und bin jetzt im Wald spaziert.

Ach, der Wald war wie ein Fest!
Vogelflöten in den Zweigen
und ein grüner Jubelreigen
um das blühende Geäst.

Ich, den Donner noch im Ohr,
Dunst und Dämpfe in der Nase,
bückte mich zum grünen Grase
und hob diesen Zweig empor.

Durch den mittagsstillen Wald
kam ein heller Wind geschwungen,
der in tausend frohen Zungen
rauscht und raunt und harft und hallt.

Selig ward mir da gewiß:
Will sich neuer Geist entbinden,
weiß er dich und mich zu finden ...
Hell wird jede Finsternis!

Tod am Heiligen Abend

Auf Sappenwache am heiligen Christ
unser lieber Kamerad gefallen ist.
Die Kugel traf ihn so gut, so gut.
In purpurnen Röslein erblühte sein Blut.
Wir haben leise gesummt und gesungen ...
„Es ist ein Ros' entsprungen — — —"

Wir brachten den toten Mann zur Ruh
und deckten ihn ganz mit Zweigen zu.
Wir steckten ein Reislein in seine Hand
als Tannengruß aus dem Heimatland.
Der Himmel stand hoch in klarer Pracht ...
„Stille Nacht, heilige Nacht ..."

Am andern Morgen lagen wir
im zerschossenen Dorfquartier.
Las einer aus einem Bibelbuch
uns manchen alten, bekannten Spruch.
Das „Gloria in excelsis Deo" erklang.
Wir hörten alle andern Gesang.
Wir hörten alle den Kehrreim gehn:
„Gloria! Viktoria! In der Heimat, da
gibt's ein Wiedersehn! ..."

Erinnerung im Winter

Wie ist mir heut? ...

Als ging ich verzaubert und zerstreut
mitten in einer dichten Menge.
Es weitet sich die Grabenenge.
Mein Schritt, der auf den Bretterrosten knallt,
schwebt lärmlos über Straßen von Asphalt.
Erhobne Arme, Hüte in der Luft,
ein puppenhaftes Grüßen, Nicken, Winken
und graue Wölkchen Zigarettenduft,
die zart und schleiernd auf das Pflaster sinken ...
Die Lampen, hoch an Drähte aufgereiht,
und Licht, so lautes Licht, das kreischt und schreit.
In starken Farben, rot und blau und braun,
brandet ein Schwall von Mädchen, Kindern, Fraun.
Der glitzerbunten Welle Schaum und Gischt
braust heran, verebbt, verzischt ...
Ich, selber Tropfen, rolle mit im Fluß.
O große Stadt! O Lebensüberschuß!

In meine Träume
nicken schweigend verschneite Bäume.
Flocken fallen, decken im Nu
die ferne Stadt mit ihren Lichtern zu.

Die Hand

Zwanzig Sprünge von unserm Grabenrand
ragt aus granatenzernarbtem Feld eine Totenhand.

Regengebleicht, vom himmlischen Licht bestrahlt
liegt die Hand, in hundert sanfte Farben gemalt.

Nur vom mittelsten Finger jähes Blitzen flieht,
wenn die Sonne sich in dem schmalen Goldreif besieht . . .

Aber heute, im perlgrauen Frühschein besehn,
ist mit der toten Hand ein herrliches Wunder geschehn.

Zwischen den leblosen Fingern, erstorben und ausgeglüht,
sind drei blaßblaue Blumen auf grünen Stengeln erblüht.

Leise schwanken und schaukeln die Blüten im Morgenwind,
schauen gut und tief wie Augen von einem Kind.

Und in jeder Brust sich sehnendes Fragen regt:
„Wer hat Frühling, blühenden Frühling in Todes Hand gelegt?"

Trauermantel

Über die Stellung springt der Tod
im Morgenrot, im Abendrot ...

Euer Grab hüllt himmlische Seide
in blauen Schein.
Hand in Hand mit trauerndem Leide
weht hier Liebe nur aus und ein.
War köstlich doch, festen Grund zu treten,
zu weinen, zu lachen, zu fluchen, zu beten
und Mensch zu sein.

Der Rosenstrauch auf eurer Gruft
rankt ins Licht.
Reckt rote Rosen in die Luft,
daß Leben über den Tod sich flicht.
Tief wurzelt der Strauch in euren Herzen,
treibt eure Wunden, eure Schmerzen
zu neuem Gesicht.

Von weißen Faltern ein heller Zug
flügelt ohne Zahl.
Der Trauermantel führt den Flug
über das stille Tal.
Strebt keiner dem Schwarzen voraus, voran,
alle sind ihm untertan ...
Trauermantel fliegt überall.

Hoch tummelt die Schar in seligem Glanz
über dem Plan.
Doch immer huscht dem silbernen Tanz
der Schatten, der schwarze Schatten voran.
Schaukeln ungeborene Seelen im Wind?
Kinder, die im Vater erschlagen sind? ...
Trauermantel sag an!

Über die Stellung springt der Tod
im Morgenrot, im Abendrot ...

Urlaub

Lang in die Nacht geschalter Schächte versenkt
bin ich für Tage wieder der gütigen Sonne geschenkt.

Meinen Augen, von Blut und glutender Brunst gequält,
werden wieder die silbernen Märchen der Sonne erzählt.

Und mein Ohr, das noch Tosen der Schlacht bedrückt,
ist von rauschenden Bäumen, von lachenden Mädchen, von
klingendem Wind entzückt.

Sonne aus heimischen Himmeln, Glanz über heimischem Land
rinnt in lauterer Flut von meiner erhobenen Hand.

Die sich rauh und rissig durch leidende Erde gewühlt,
wird vom Leuchten der Heimat gewaschen und klar gespült.

O des hohen Gefühls gleich einem Bad so rein:
Jetzt keines Menschenbruders drohender Tod zu sein!

Aus dem donnernden Kreis der kämpfenden Brüder gestellt
ruhende Mitte zu sein im rasenden Wirbel der Welt!

Züge in der Nacht

Und immer noch der dumpfe Schmerz! . . .
Wenn durch die Nacht mit dunklem Grollen
die schweren Eisenzüge rollen,
bewegt ein jeder Hauch dein Herz.

Du liegst in tiefen Schlaf gestreckt
und bist dem blutigen Tag entglitten . . .
Ein Pfiff! . . . Dein Traum ist jäh zerschnitten,
dein Sinn aus aller Ruh geschreckt.

Du starrst durchs Fenster in die Nacht
und hörst die fernen Züge pfeifen,
hörst Eisen schrill auf Eisen schleifen
und bist um alle Ruh gebracht.

Es gellt heran aus tiefer Not
und schwingt sich zitternd durch die Räume.
Wie schnell verblassen alle Träume
und jeder bunte Glanz ist tot.

Und weiter stampft der schwere Zug.
Der Tender klirrt, die Schlote rauchen
und das Gestäng mit heiserm Fauchen
dreht Rad um Rad in stetem Flug.

Die Fahrt jagt in das schwarze Land.
Bald ist der letzte Hall verklungen.

Du stehst am Fenster armverschlungen
und immer, immer winkt die Hand ...

An deine Kehle springt dein Herz;
es will dir jeden Laut ersticken.
Du starrst mit brennend heißen Blicken
und weiter bohrt der dumpfe Schmerz ...

Feldgrauer Vater an der Wiege

Klares Sommerlicht,
mein Kind, ist dein Gesicht.
Licht, das auf Mutters Scheitel geruht,
Licht, das dich küßte in Vaters Blut ...
Doch silbernes Licht und Sommer sind weit.
Du bist Zeit, mein Kind, du bist Zeit!

Bist Jahr, das donnert und blitzt,
Monat, der auf knöchernem Throne sitzt,
Tag, der mit erzener Stimme schreit,
bist menschenfressende Zeit.

Als du, mein Kind, noch flaumleichter Traum gewesen
und ich dich nur als zärtliches Wort in Mutters Briefen gelesen,
standen schon Männer geschart, mein Kind,
deren viele um dich erschlagen sind.

Tausend sind dir Vater geworden.
Jeder, der um dich starb im grausigen Morden,
darf dich Sohn und Erben nennen,
und du mußt dich zu seiner Liebe bekennen.

Heut fühl ich mich ganz von Schuld des Todes entsühnt,
weil das Leben, der Mensch, die Liebe in dir grünt.
Laß uns dein Leben auf alle Massengräber pflanzen,
dann wird die blutende Welt einst wieder singen und tanzen.

und dich werden selbst die Toten lobpreisen ...
Mein Sohn, Friederich sollst du heißen!

Klares Sommerlicht,
mein Kind, ist dein Gesicht.
Sommer und Licht sind nimmer weit ...
Dann sei Zeit, mein Kind, sei Zeit!

Kinderhaar

Als ich fort in den Krieg gezogen war,
träumte ich viel von goldenem Kinderhaar.

Oft hat Wind, der über die Erde geht,
mir eine schimmernde Strähne vor die Augen geweht.

Haschte ich dann die Luft mit spielender Hand,
griff ich letzte Sommerfäden aus dem Land ...

Du liegst vor mir, ganz wie ich dich geträumt,
den kleinen Kopf von goldenen Haaren umsäumt.

Streif ich über dein Haar, mein Kind,
seh ich wieder Fäden im letzten Sommerwind.

Und ich weiß: was da im Winde fliegt,
tauumsponnen auf fernen Hügelgräbern liegt,

Es ist Kinderhaar aus einer großen Stadt,
das der tote Vater nicht mehr gesehen hat.

Morgen muß ich fort in den Krieg.
Flieg, Strähne, flieg!

Die unsichtbare Batterie

Als der eiserne Krieg klirrend aufsprang
und den letzten Sommer unseres Friedens bezwang,
neigten sich unter dem Druck seiner geschienten Hand
alle Kamine und Essen im Land.

Die sonst aufrecht standen und unbewegt,
alle Kamine und Essen haben sich umgelegt.
Zielen nach Westen hinüber, nehmen den Osten ins Korn,
rauchen alle Haß, wölken alle Zorn.

Jeder Schlot ein brüllender Mörserschlund!
Jede Esse ein flammender Todesmund!
Über allem Heer, Troß, Reiter und Infanterie
eine unsichtbare, gewaltige Batterie.

Berge und Ströme sind ihr ein leichtes Spiel.
Raum nicht noch Weite setzen ihr Maß und Ziel.
Schuß um Schuß aus Millionen Schlünden heult.
Häuser und Bäume, Menschen und Tiere sind niedergekeult.

Jeder Schlot ein brüllender Mörserschlund!
Jede Esse ein flammender Todesmund!
Bis sie wieder steil und lotrecht stehn
und die grauen Fahnen der Arbeit auf ihnen wehn.

Munitionsarbeiterinnen

Der Hebel kreischt, der Bohrer krächzt,
das eingespannte Eisen ächzt
und immer, immer surrt dazu
der Riemen ohne Rast und Ruh.
Er singt ein Lied von neuem Ton,
ein Lied voll Blut, ein Lied voll Hohn,
das Lied von der Granate.

Die Frauen, die am Support stehn,
die zwischen Rad und Riemen gehn,
sie hören nicht den tollen Sang,
der zwischen Stahl und Eisen klang:
„Ich grüße euch mit hellem Schrei,
ich grüße euch, ihr steht mir bei,
Mütter der Granate!

Die Welt ist krank, die Zeit ist wirr.
Es geht der Mensch im Menschen irr.
Ich, König Tod, bin Herr der Welt,
das Weib selbst ist mir unterstellt.
Sonst hat es Leben nur gezeugt,
jetzt ist es in mein Joch gebeugt,
Mutter der Granate!"

So klingt das wilde Lied zerstückt.
Da wird der Hebel ausgerückt …
Das Eisen stöhnt im letzten Gang,
verklungen ist der arge Sang …

Der Blinde an die Braut

Breitflutend
rollen Gewässer der Finsternis
über zerschmetterte Sonnen ...
Fortgespült ist mit das lichte Haus der Welt
und der schwarze Strom entführt die Trümmer,
lieben Hausrat geschauter Vergangenheit.
Hier steh' ich am Strand, breite die Arme
und kann doch nicht halten, was gurgelnde Tiefe verschlingt.
— — Da bist du mir erschienen.
Sanft schaukelnde Fahrt führte dich über den Fluß,
der ohne Bett und Ufer schäumt.
Ich seh' die Barke gleiten,
seh dich bekränzt mit edler Erinnerung
sitzen vor einem roten Baldachin.
Du nimmst meine Hände,
mild, gütig, wissend ...
Zwei Menschen fahren auf nächtlichem Strom,
Haupt gelehnt an Haupt vor dem roten Baldachin,
tief verhüllt in purpurnem Schein.
Selig bin ich und ganz still!
Weiß ich doch: In deinen Augen
endet die finstere Flut.
Meer und Mündung meiner beschatteten Sehnsucht
bist du!
— — O komm, komm bald!

Klage der Witwe

Mir rinnt die schwere, schwarze Flut
von Stirn und Nacken auf die Hand,
seitdem dein schönes, junges Blut
versickerte in Schutt und Sand.
Wohl kommt noch manchesmal der Wind,
hebt mir den Schleier vom Gesicht,
ich aber, licht — und lebensblind,
ich seh dich nicht, ich seh dich nicht!

Ja, wäre nur ein Hügel mein,
mit wenig Blumen ausgeschmückt,
Das Handvoll Land, der Zweig, der Stein,
danach du dich zuletzt gebückt!
Wie wär' ich stark in aller Not,
die mir ein letztes Zeichen gab!
So nahm mir räuberischer Tod
mit deinem Leben auch dein Grab.

Der Totenvogel schluchzt und singt
in mancher Nacht vor unserm Haus.
Daß sie mir letzte Kunde bringt,
schick ich dann meine Sehnsucht aus.
Doch immer, immer bleibt es Nacht.
Ich kann nicht sehn, kann dich nicht sehn,
und muß in schwerer Witwentracht
als dein lebendiges Grabmal gehn.

Allerseelenwind

Schlaf, mein Kind!
Heut' weht Allerseelenwind.
Bläst her aus Polen, heult hin nach Flandern,
und trübe Wolken mit ihm wandern.
In jeder Nacht mit gellem Schrei
schwirren Schwärme wilder Vögel vorbei.

Schlaf, mein Kind!
Heut' weht Allerseelenwind.
Über die blassen Nebelbrücken
bleiche Schatten in Scharen rücken,
aus Polen ein Heer, aus Flandern ein Heer —
Immer mehr, immer mehr!

Schlaf, mein Kind!
Heut' weht Allerseelenwind.
Es knistert und kreischt in Tür und Fenster,
sind doch lauter liebe Gespenster.
Dich hat dein Vater nicht mehr gesehn,
muß heute nach dir suchen gehn.

Schlaf, mein Kind!
Heut' weht Allerseelenwind.
Er weht bei uns, er weht bei den andern,
trägt Träume und Tränen nach Polen und Flandern,
die legt er auf einsame Gräber leis,
um die nur verlassene Liebe weiß.

Schlaf, mein Kind!

Schicksal und Anteil

Eine hallende Glocke am frühesten Morgen schlug,
ihre letzten Töne streiften mein Ohr im Flug.

War von Seufzen und Stöhnen und Klagen die Luft ein Klang,
hymte der Himmel einen grabtiefen Abgesang . . .

Aus meiner Brust brach jäh der Donnerschrei:
„Hand von den Augen: Sie sind von Blut nicht frei.

Du hast Wunden geschlagen, hast Jammer und Leid gesät,
Hast deinen Bruder getötet . . . Sei drum wie Kain unstät!"

Ja, arme Seele, jetzt heißt es eingestehn,
daß du mit mordenden Augen durch Kimme und Korn gesehn.

Daß du auf Köpfe und Herzen, auf Arme und Füße gezielt,
daß du mit krummen Fingern an Schloß und Hahn gespielt.

Liebe Brüder im Winde, vergebt, vergebt!
Jeder ist schuldig, er sei nun tot oder lebt.

Hat doch keiner des Andern Art und Namen gekannt
und verschüttete fremdes Blut doch in Schutt und Sand.

Liebe Brüder, ihr habt nun Schuld und Klage gehört.
Auch ich hab' Leben, köstliches Leben in Keim und Blüte zerstört.

Soll ich erdflüchtig wandern, beladen mit eurem Fluch? . . .
Brüder, ich kniee und warte auf euren Spruch! . . .

— — — — — — — — — — — —

Eine hallende Glocke am frühesten Morgen schlug,
die einen Klang von Versöhnung zu meinem Ohre trug.

Auf ein Massengrab

Nur fünfzig Schritte sind es im Geviert.
Die Länge und die Breite auszuschreiten
taugt jenes Kindes Atem, das nach Zeiten
verspielt um diesen Hügel hüpfen wird.

Erdbraune Schollen schichten sich zum Wall,
voll Mitleid, was die Erde birgt, zu hüten.
Das Kind sitzt auf dem Grab, bricht späte Blüten,
flicht sie zum Kranz und jauchzt mit frohem Schall.

Und weiß nicht: Augen liegen auf dem Grund,
zerbrochne Augen, voll von Weh und Sterben.
In allen spiegelte das Erdenrund.

Jetzt liegen sie gleich weggeworfnen Scherben
hier zwischen Mulm und Moder, Schutt und Schund
und müssen bald und ohne Acht verderben.

Reinigung

Wenn dich noch Haß verbrennt, so geh' mit mir.
Wir wollen dieses Massengrab umkreisen.
In unsern Händen liege kaltes Eisen.
Das halte fest! Ganz langsam wandeln wir.

Doch sind wir dreimal um das Grab gewallt
und brennt das Eisen dir nicht in die Hände,
daß du es fortwirfst weit in das Gelände,
dann bist du Stein in menschlicher Gestalt.

Steig in die kühle Grube zu den Leichen
und wärme sie mit deinem kalten Brand,
doch schau sie an und deute dieses Zeichen:

Sie tragen ihre Herzen in der Hand,
zerstoß'ne Herzen, die sich alle gleichen,
denn hier ist jeder Bruder und verwandt.

Erdenfahrt

Heut ist im Himmel wieder großer Appell.
Fünftausend Tote sind neu zur Stell',
Fünftausend, die an einem Tag
Eisen und Feuer fraß, Minen- und Bombenschlag.
Die Hand
zur Ehrenbezeigung am Mützenrand,
meldet der Tod, während Erzengel psalmen und beten:
„Fünftausend Mann vollzählig angetreten!"

Durch die gestaffelten Reihen geht ein Ruck,
wagt kein Gesicht mehr einen Muck,
als die eiskalte Stimme schallt ...
Nur ein blutjunger Offizier,
vorderster Mann in seinem Glied zu vier,
achtet sie nicht und hebt die Faust geballt.
Wie er die Faust von ihren Fingern enthüllt,
ist sie mit Erde, mit brauner Erde gefüllt.

Gott, Engel und Tod sind zauberisch gebannt,
starren und staunen nur immer auf die erdgefüllte Hand.

„Wann ich in meinem Flugzeug die schwankende Leiter
der Luft erklommen,
immer hab ich mir eine Handvoll von drunten herauf-
genommen.
Wo nur Äther und Luft verräterisch mich umgaben,
preßt ich die Hand um die Erde, Gefühl des Lebens zu haben,

lenkte dann kindersicher des Flugzeugs rasenden Lauf,
war, als reichte die Erde mir eine Hand herauf ...
Gestern, bei meinem Sturz in die himmlischen Gassen,
krampft ich die Faust, um nicht meine Erde zu lassen.
Euren herrlichen Himmel, er könnte zehntausendmal herrlicher sein,
tauscht ihr mir nicht um die Handvoll Erde ein.
Hier in hohler Fläche meiner gespreizten Hand
breitet sich endlos unvergeßliches Menschenland.
Rauschende Bäume an einem klaren Strom,
drinnen spiegeln sich Häuser, ein altersgrauer Dom ...
Alles der Krume entkeimt, die meine Hand umschlossen hält ...
Erde sind meine Gedanken, Erde ist meine Welt ..."

Die Glockenkanonen

Im Gestühl
hoch über dem wimmelnden Weltgewühl
sind sie fünfhundert Jahre gehangen.
Wiege und Totenschrein
ging in ihr klingendes Glockenleben ein
und schlief in ihrem Schall gefangen.

Diese wilde Zeit
reißt die Glocken vom Turm,
stellt sie als Haubitzen bereit
für den wirbelnden Frühlingssturm.
Über des Krieges Blutaltar
dröhnt die Kanone, die einst Glocke war.

Als der Kanonier den ersten Schuß abreißt,
lauscht die Welt.
Aus dem Rohr
schwingt sich mit Kraft hervor
ungewandelter Glockengeist
und läutet und gellt.
Allen Kanonen, Haubitzen und Mörsern entquillt Gesang
und herrlicher Klang.
Mit Macht
ist in jedem Geschütz die Glocke erwacht,
die klingt und klagt und jubelt über der Schlacht.

Himmel und Land
sind in den einen Ton gebannt,
hallen wider von dem urewigen Glockenliede:
Friede! Friede!

Legende vom verwehrten Weg

Feldüber schwebt vor Tag und Tau
von Nazareth die hohe Frau.

Die Nacht stiert stumm, es blinkt kein Stern,
kein Hirte wartet seines Herrn.

Und als sie kam auf freies Feld,
die Erde donnert, blitzt und gellt.

Und als sie kam an einen Wald,
ein's Mannes rauhe Stimme erschallt.

„Wohin der Fahrt? Was ist genehm?
Hier führt kein Weg nach Bethlehem.

Und suchst du deinen lieben Sohn,
der starb vor tausend Jahren schon.

Hier klingt ein andres Gloria.
Hörst du den Schall von Golgatha?"

Dieweil ihr so der Weg verwehrt,
hat sich die hohe Frau gekehrt.

Ein Stern entgleitet ihrer Hand
und finster, finster liegt das Land.

Die Schatzgräber

Unsere Schaufeln und Spaten scharren durch Tag und Nacht,
unsere rüstigen Hände bohren Stollen und Schacht.

Denn wir suchen die Mutter, die Krippe und das Kind,
die von einer schweren Granate verschüttet sind.

Ja, wir wollen das himmlische Kind des Friedens haben,
müßten wir selbst bis ans zuckende Herz der Erde graben ...

Unsere Schaufeln und Spaten scharren weiter vor Tau und Tag.
Wir kennen die Sonne nicht mehr, wissen von keinem Stunden-
schlag.

Manchmal wischen wir Blut und Schweiß uns vom Gesicht,
starren und stöhnen aus unserer Tiefe auf zum erlösten Licht ...

Einmal aber zu einer geweihten Stund
heben wir Mutter und Kind und Krippe empor aus dem Grund.

Tragen das selige Kind auf unseren Schultern heraus,
stellen Mutter, Krippe und Kind in unser bestes Haus ...

Ach, dann wollen wir alle, wir armen, müden Soldaten,
unser Geschütz und Gewehr vom eisernen Tod entladen.

Wollen den Krieg begraben mit allem Haß und Streit;
doch dann legen wir unser Schanzzeug still beiseit.

Auf die Kniee wollen wir uns niederlassen,
wollen uns alle brüderlich an den Händen fassen.

Und den Blick zu unserm einzigen Himmel erhoben,
wollen wir wieder fröhlich das heilige Leben loben.

Zwei Bäume . . .

(Eine Weihnachtslegende)

Die Engel fegen am Mittag das himmlische Haus,
stecken alle Winkel mit Wedeln und Zweigen aus
und am Abend stellen sie in den Wolkenraum
einen riesenmächtigen, grünen Tannenbaum,
der zur Feier des heiligen Christ
ganz mit eisernen Kreuzen behangen ist.

Durch den weiten Saal geht von Raunen und Murren ein
Ton
und ein Mann tritt beherzt vor des Herrn Jesus Thron.

„Lieber Herr Christ, wir haben dich bittend bedrängt,
und nun hast du uns wieder den Baum mit eisernen Kreuzen
behängt.
Lieber Herr Christ, wir wären frohentzückt,
hättest du uns den Baum mit Äpfeln und silbernen Nüssen
geschmückt.
Gläserner Tand, ein Engel aus Goldpapier,
lieber Herr Christ, das wär uns köstliche Weihnachtszier . . ."

Aber während die klagende Stimme noch spricht,
lächelt Herr Jesus schon mit seinem lieben Gesicht,
winkt hinüber nach einer Wolkentür
und da tritt ein kleines, seliges Kind herfür.
Trägt ein winziges Bäumchen in seinen Händen klein
und einen Stern darauf voll wunderhellem Schein . . .

„Jahr um Jahr hab ich dies Kind geschickt,
aber ihr Menschen habt es oft grämlich angeblickt.
Nur die Kinder drunten im Erdenland
sahen himmlischen Glanz in der kleinen Hand ...
Heut aber wollen alle den Stern des Friedens sehn.
Komm, Kind, wir müssen wieder hinunter zur Erde gehn."

Vom Himmel herab auf die Welt — doch fern noch, wie fern! —
wandert der Stern ...

Osterklang

Magdalena weint wieder in dieser Zeit,
sitzt vor dem Grab mit ihrer Traurigkeit,
harrt des Engels, der sich vom Himmel senkt
und die steinernen Riegel von allen Gräbern sprengt.

Knospe schwillt, erste Blüte trinkt selig vom Licht,
das in silbernen Strömen vom blauen Himmel bricht.
Alle Täler und Höhen entfalten sich grün.
Wieder will Erde in neuer Jugend blühn.

Föhn posaunt von den Bergen starken Gesang.
Jeden Morgen hallt sein Sturmlied die Wälder entlang.
Horch, wie es harft! Hörst du die Weise gehn?
Der begrabene Mensch will endlich auferstehn.

Magdalena weint wieder in dieser Zeit,
sitzt vor dem Grab mit ihrer Traurigkeit ...
Über ein Kleines, so reißen die Ketten und Banden ...
Mensch ist erstanden!

Geburt des Geistes

Feuer aus der Höhe fallen,
Flammen aus der Tiefe lohn,
fressen Hütten, zünden Hallen
und der Tempel lodert schon.
Will die Glut sich nicht verzehren,
bläst kein Sturm die Brände aus?
Kann kein Geist der Weihe wehren
diesem höllisch wüsten Graus?

Aller Geist ist Haß geworden,
schäumt als Blutmeer durch das Land,
und die Welt erstickt im Morden,
hemmt kein neuer Sinn die Hand.
Bis das starke Wort erklungen,
glüht der heiße Racheschrei
und in wildverworrnen Zungen
redet Geist am Geist vorbei.

In der Luft zieht starkes Wehen
und ein Brausen ist erwacht.
Bringst du einendes Verstehen,
neue Zeit? Rausch auf mit Macht!
Wenn der reine Sinn entbunden,
der uns neue Wege weist,
sind die Feuer überwunden ...
Alles Blut wird wieder Geist.

Das Vermächtnis

Und so gewinnt sich das Lebendige
durch Folg' aus Folge neue Kraft,
denn die Gesinnung, die beständige,
sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Goethe

Alle lieben Brüder, die schon gefallen sind,
reden aus Stein und Scholle, sprechen aus Wolke und Wind.

Ihre Stimmen erfüllen mit Macht den Raum,
ihre letzten Gedanken weben in jedem Traum.

Wieder die Stimme, gehalten und priesterlich:
„Bruder im Leben, lebendiger Bruder, hörst du mich?

Schreibe: Wenn in würgender Schlacht ein Bruder fällt,
geht nur sein Leib verloren, bleibt doch sein Werk in der Welt.

Daß kein wirkender Wille von seinem Werke läßt,
macht den Sinn des Lebens hiebsicher und kugelfest.

Brandgewölke, verzieh! Zerteil dich, Pulverdampf!
Stärker als alle Kämpfer und ewig ist der Kampf.

Schreibe: Jeder gefallene Bruder wirbt
neue Hände, daß sein verlassenes Werk nicht stirbt.

Darum ist der toten Brüder letztes Gebot:
Haltet das Werk am Leben, so ist kein Geopferter tot!"

Nacht um Nacht sich in meine Seele brennt
tief der toten Brüder Wille und Testament.

Wieder hör ich die Stimme voll dunkler Kraft:
„Klagt nicht — — — schafft!“

Inhalt

Seite

Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig

Max Barthel, Freiheit. Neue Gedichte aus dem Kriege. br. M 2.—, in Pappbd. M 2.80

Max Barthel, Verse aus den Argonnen. 3. Tausf. br. M 1.—, Pappbd. 1.50

Zeitschrift für Bücherfreunde: Die Sprache ist schlicht, stammelnd, oft fühlt man hinter der Disziplin der Form das verwirrte Gefühl, das fassungslose Herz! Und diese junge Kenschheit ist das Wunderbare dieser Verse. Alles ist Anschauung, alle Anschauung ist Einheit. Balladeske Ökonomie des Wortes verschwistert sich mit rhythmischer Zucht. Wir sehen statt liliencronischer Fanfare und Kriegsfreude Orgelruf nach neuer Menschlichkeit in diesen Liedern. So führen diese Verse zur innersten Tragik unseres Krieges: Kämpfer sein — ohne innere Berufung!

Heinrich Lersch, Deutschland! Lieder und Gesänge von Volk und Vaterland. br. etwa M 2.—, in Pappbd. M 2.80

Heinrich Lersch, Herz! Aufglühe dein Blut. Gedichte im Krieg. 20. Tausend. br. M 2.—, Pappbd. M 2.50

Sozialistische Monatshefte: Während Prediger und Fürsten, Abgeordnete und Zeitungsschreiber das an den Himmel verankerte Wörterbuch emsig und sklavisch ausgeschöpft haben, erfindet sich Lersch die eigene Sprache fürs Überirdische.

Alfons Petzold, Volk, mein Volk! Gedichte der Kriegszeit. 3. Tausend. br. M 1.50, Pappbd. M 2.—

Westermanns Monatshefte: All diese Verse sind bewußt und gewollt unheroisch, sie rücken die rein menschlichen Empfindungen des Zuhausegebliebenen in den Vordergrund, sie leihen dem Erschrecken und Seufzen der Kreatur, dem Mitleid und der Friedenssehnsucht, den Gefühlen der Kleinen, Schwachen und Stummen eine Stimme. Ihr Gefühl ist tief und rein, ihr Volkstum echt, ihre Bildkraft außergewöhnlich stark und eigenwüchsig, von einer oft rührenden oder ergreifenden Einfalt, ihr poetischer Ausdruck nur selten vom Papierdeutsch angekränkelt.

Hans Fr. Blunck, Sturm überm Land. Gedichte aus der Kriegszeit. 2. Tausend. br. M 1.50, Pappbd. M 2.—

Literarische Gesellschaft: Es gibt eine Poesie, die geht nur auf Stimmung aus. Und eine andere, die will nur begeistern. Hinter Bluncks Zeilen lebt aber eine heilige Überzeugung. Man hört das Herz ordentlich gegen die Rippen hämmern. Hier steht ein deutscher Mann, die harte Pflugschar in den Fäusten, und schreitet ernst und still den ihm zugemessenen Acker ab: die niederdeutsche Seele.

Joseph Winkler, Ozean. Des deutschen Volkes Meergesang. kart. M 5.—

Münsterischer Anzeiger: Mit der elementaren Urkraft stärkster schöpferischer Begabung ist Winkler plötzlich in die deutsche Dichtung der Gegenwart eingetreten. Streng, ernst, gebieterisch, überzeugend, erschütternd und erhebend steht er plötzlich wie ein Riese in der vordersten Reihe.